

The book cover features a dark, atmospheric forest scene with gnarled tree branches and leaves in shades of green and brown. Two glowing yellow eyes are visible in the upper corners, peering through the foliage. In the center, a young boy with blonde hair, wearing a brown jacket and blue pants, is depicted floating horizontally with his arms outstretched. He is positioned in front of a large, bright, glowing full moon. The overall mood is magical and mysterious.

Ross Welford

Die magischen
Träume des
Malcolm Bell

COPPENRATH

Bevor alles losging

Erst einmal muss ich euch von einem schlimmen Traum erzählen. Wobei ... es ist mehr als nur ein Traum. Es ist zugleich auch wirklich. Verwirrend, ich weiß. So richtig habe ich das auch nie verstanden.

Als ich klein war, habe ich immer wieder von einem Krokodil geträumt, das über die Bahngleise kam und mich durch den Garten gejagt hat. (Bevor Dad uns verlassen hat, haben wir am Bahndamm gewohnt. Da war mein Bruder noch ein Baby.)

Dann bin ich aufgewacht und habe nach Mam geschrien. Sie kam angelaufen und sagte: »Sch! Du weckst Sebbie noch auf. Du hast nur schlecht geträumt.« Sie hat sich zu mir aufs Bett gesetzt, mir übers Haar gestrichen und dieses Lied gesungen. Das ging so: »*Let it be, let it be, let it be, let it be ...*«

Aber das Krokodil ließ mich einfach nicht in Ruhe.

Irgendwann hatte Mam die Idee, mir ein Stoffkrokodil zu kaufen und ihm einen lustigen Namen zu geben, so kamen wir auf Friedbert. »Einer, der Friedbert heißt, kann gar nicht zum Fürchten sein«, meinte sie.

Eines Nachts, da war ich vielleicht sechs, träumte ich wieder, dass das Krokodil mich durch unseren alten Garten verfolgt. Doch diesmal blieb ich einfach stehen, deutete auf das Krokodil und rief: »Friedbert!«

Und in Sekundenschnelle begann das Ungeheuer, sich vor meinen Augen zu verwandeln. Im Star-Wars-Schlafanzug stand ich da, in unserem Garten, und sah gebannt zu, wie sich die hornige, schuppige Haut in das weiche Plüsch meines Schmusetiers formte und aus den rasiermesserscharfen gelben Zähnen weiße Filzdreiecke wurden. Das Krokodil schrumpfte zu einem Plüschtier zusammen.

In meinem Traum.

Mam sagt, am nächsten Morgen bin ich mit Friedbert im Arm aufgewacht. Kurz darauf hörten die Albträume auf.

Das war das erste Mal, dass ich einen Traum beeinflusst habe, wie mir später klar geworden ist. Danach kam der Trauminator ins Spiel und Friedbert kehrte zurück, also der richtige Friedbert, nicht das Plüschtier. Mein Bruder Seb war auch dabei, als dieses Untier aus dem Kofferraum des Wagens plumpste, der dem größten Bösewicht aller Zeiten gehörte.

Da hätte ich aufhören müssen. Habe ich aber nicht.

Und so bin ich an einen Ort geraten, den ihr euch selbst mit der lebhaftesten Fantasie nicht vorstellen könnt, so groß, geheimnisvoll und gruselig. Die meisten würden wohl *Land der Träume* dazu sagen. Und genau dort habe ich Seb verloren.

1.

Wut und Angst, das ist das Erste, was ich spüre, als ich wieder in diesen Traum eintauche.

Wut, weil das eigentlich gar nicht hätte passieren dürfen, und Angst, weil ich jetzt doch wieder hier bin. Das ist alles Sebs Schuld. *Wieso hat er nicht auf mich gehört?*

Dabei lief doch gerade alles ziemlich gut zwischen uns. Seb und ich hatten seit Wochen nicht gestritten. Mam war gut drauf. Ich hatte in der Schule Freunde gefunden. (Na ja, *eine* Freundin, ihr werdet sie noch kennenlernen, aber immerhin ...) Und Dad hatte nach Ewigkeiten auch mal wieder angerufen.

Ich sehe mich um. Wieder einmal stehe ich vor dieser Höhle. Über mir am wolkenlosen Himmel kreist eine fette Möwe. In der Ferne, am Strand, mampft dasselbe wollige Mammut-Pärchen träge an demselben überdimensionalen Geburtstagskuchen wie die letzten Male.

Warum muss Seb immer alles vermässeln? Das regt mich echt auf!

Einfach aufwachen, das wäre doch jetzt die richtige Strafe für ihn, beschließe ich.

»He, Stinksocke!«

Als ich mich umdrehe, tritt mein kleiner Bruder in seinem grünen Torwarttrikot aus der dunklen Höhle.

»Was ist passiert?«, blaffe ich ihn an. »Ich hatte die Trauminatoren doch abgeschaltet.«

»Weiß ich. Aber warum?«, quengelt er. »Ich konnte nicht schlafen, da hab ich sie wieder angemacht. Unser Schlafrhythmus ist irgendwie aus dem Takt.«

Unfer Flafrhythmus ist irgendwie auf'm Takt. Nicht so leicht auszusprechen, wenn einem vorn drei Milchzähne fehlen. Jedenfalls schreibe ich es nicht jedes Mal extra so hin, wenn Seb was sagt, trotzdem wisst ihr jetzt, dass er sich anhört wie ein Gartensprenger.

Ich reiße mich zusammen, um ihn nicht gleich anzuschreien. »Mann, Seb, das ist gefährlich! Da stimmt was nicht. Lass uns lieber ...«

»Womit stimmt was nicht?«

»Mit den Trauminatoren. Überhaupt ... mit allem ...«

»Menno, Malky. Du hast es aber versprochen!«

Habe ich gar nicht.

»Seb ... glaub mir doch, da stimmt was nicht.«

Er stellt sich taub. »Wo sind denn die anderen?«, fragt er schniefend. »Die sind hier gewesen. Ist noch nicht lange her.« Er zeigt auf die Feuerstelle, wo noch Glut schwelt. Ein schneidender Wind zerrt an den Seegrasbüscheln, die wie grau-grüne Flaggen am Höhleneingang zum Trocknen hängen.

»Die sind los, Essen klauen«, entgegne ich mürrisch. »Du kennst doch den Ablauf.« Ich seufze.

Ein letzter gemeinsamer Traum? Na gut, warum nicht? Danach ist aber endgültig Schluss.

»Wie? Ohne uns?«, fragt Seb. »Das ist gemein. Komm schon, Malky. Wir können ja jederzeit aufwachen.«

Irgendwo blinkt ein Warnsignal bei mir, vielleicht kommt es von meinem wachen Bewusstsein, wo auch immer es gerade steckt. Wie war das noch gleich? *Die Welt in deinem Kopf ist größer als die Welt da draußen, Malky ...*

»Malky!«, brüllt Seb. »Komm schoooooon!«

Ich gebe mich geschlagen. In einer Hinsicht hat er ja recht, wir können den Traum jederzeit verlassen. Sobald Friedbert auftaucht, machen wir einen Abgang.

»Na schön«, sage ich schnell, bevor ich es mir anders überlegen kann. »Wir holen die anderen noch locker ein. Die sind höchstens bis zum See gekommen. Aber eines musst du mir versprechen: Wenn ich sage, wir verlassen den Traum, verlassen wir den Traum. Okay?«

»Okay«, antwortet Seb. Keine Ahnung, ob er mir überhaupt zugehört hat.

2.

Jeder von uns schnappt sich einen Speer mit scharfer Steinspitze und eine Holzkeule, an der mit Lederbändern ein faustgroßer Stein festgeschnürt ist, dann traben wir los.

Am Ende vom Strand – er sieht genau aus wie unser Strand in Tynemouth (nur eben mit Mammuts) – laufen wir den Hügel hoch. Von da können wir die weite Ebene überblicken, wo in etwa zehntausend Jahren an einer breiten Straße ein Pub mit Live-Musik und Apartmenthäuser stehen werden. Jetzt ist da gar nichts, jedenfalls nichts von Menschen Gemachtes, außer einem altmodischen Luftschild, das wie ein riesiger Goldfisch am Himmel schwebt. Ich habe keinen Schimmer, was es da macht. Solche seltsamen Sachen gibt es in Träumen immer wieder, daran gewöhnt man sich.

Von unseren Freunden weit und breit keine Spur.

»Bereit für einen Supersprint?«, frage ich.

Seb schenkt mir ein Zahnlückenlächeln, und im nächsten Augenblick sausen wir über die windige Ebene wie zwei Sprinter, die sich auf der Zielgeraden einen erbitterten Wettkampf liefern. Eine Weile sind wir gleichauf, dann schiebe ich mich eine Nasenlänge vor, doch als der Soßensee in Sicht kommt, schließt Seb auf. Kurz darauf zieht er an mir vorbei. Und bleibt auch in Führung, als wir die Vanille-Schlucht hinunter zum grünen Minzcremefluss (ein Traum, schon vergessen?) rennen und über die Felsen im Fluss zur anderen Seite hüpfen.

Ich lasse ihm einen deutlichen Vorsprung, damit er sich in Sicherheit wiegt. Mit größeren Schritten kann ich ihn leicht wieder einholen, aber erst kurz vor Schluss, damit ich knapp gewinne, sonst will er nie wieder mit mir um die Wette laufen.

Als wir uns dem Soßensee nähern und ich unsere Freunde am Ufer ausmachen kann, strengere ich mich ein wenig mehr an. Mache größere, meterlange Schritte, stoße mich kräftiger ab ... doch Seb führt immer noch. Ich lasse die Waffen fallen, setze die Arme ein, strecke das Kinn vor und laufe schneller. Und schneller.

Doch es passiert schon wieder: Mein Traum macht nicht, was ich will.

Was ist da los? Ich hole überhaupt nicht auf.

Keine Ahnung, wie schnell wir sind, jedenfalls fliegt der Boden nur so unter meinen Füßen davon, trotzdem komme ich nicht an Seb heran.

Das dürfte eigentlich gar nicht sein. Ich kapiere es nicht.

Auf einmal sind Kobi und die anderen direkt vor uns und ich kann nicht rechtzeitig bremsen. Ich habe so viel Tempo drauf, dass ich an ihnen vorbei in den eiskalten See rase. Ich stürze kopfüber hinein und schnappe beim Auftauchen nach Luft. Die anderen lachen sich kaputt über mich, während Seb umherspringt und die Arme triumphierend in die Luft reißt.

Die Kälte der Soße hat mir einen Schock versetzt.

Doch noch größer ist der Schock darüber, dass Seb mich in *meinem* Traum geschlagen hat.

Als ich schon am flachen Ufer bin, mustere ich unsere Freunde: Da ist die kleine Erin, die alte Farook und natürlich Kobi, der Höhlenjunge, der haargenau so aussieht wie in Sebs Bilderbuch. Im Grunde ist er eine sprechende Zeichnung auf zwei Beinen. Kobi trägt ein Tierfell, das nur eine Schulter bedeckt, in der Hand hält er genauso eine Keule, wie ich sie gerade weggeworfen habe.

Beim Anblick des Fells friere ich noch mehr, denn ich habe nur einen klatschnassen Schlafanzug an. Ich mache die Augen zu, sage: »Tausche Schlafanzug gegen Fell«, und warte.

Nichts geschieht. Ich versuche es erneut, aber ohne viel Hoffnung.

Seb hat davon nichts mitbekommen. Er steht ein Stückchen entfernt von mir und unterhält sich mit den anderen. Als ich ihn rufe, schlendert er zu mir herüber, glühend vor Stolz, weil er mich besiegt hat.

»Was willst du, Loser?«, fragt er großspurig. »Frierst du nicht?«

»Seb, es geht schon wieder los.«

»Was meinst du?«, fragt er.

»Ich hab dir doch erzählt, dass der Traum irgendwann nicht mehr macht, was ich sage. Schau mal!« Ich zeige zum Himmel. »Werde grün!« Der Himmel wird nicht grün. Ich will Seb damit keine Angst machen, deshalb sage ich schnell: »Wollen wir nicht lieber aufwachen?«

Seb zieht die Nase kraus und schmolzt. »Will ich aber nicht. Was hast du bloß, Malky? Du hast doch selbst gesagt, dass wir nicht viel Zeit haben. Ich will wenigstens noch zu der Stelle kommen, wo ich auf dem Mammut reite!«

Seb ist so gut gelaunt und wahrscheinlich hat er ja auch recht. Selbst wenn ich nicht mehr alles unter Kontrolle habe, den Traum verlassen können wir jederzeit. In ungefähr zwanzig Minuten wachen wir ganz normal in unseren Betten auf. Und der Schlafanzug trocknet auch gleich wieder.

Ich versuche mir einzureden, dass alles gut ist. *Let it be ...*

»Komm schon, Malky«, sagt Seb. »Wir wollen doch jetzt was zu essen ergattern. So wie im Buch!«

»Schon gut, du hast gewonnen«, seufze ich.

Ich trete an die Felskante, wo der See in die Tiefe stürzt – ein Wasserfall wie im Kobi-Buch. Jetzt atme ich tief durch die Nase und richte sie direkt auf den Horizont.

Dort verleiht die untergehende Sonne dem Soßensee einen rötlichen Glanz und genau aus der Richtung kommt der Duft von geröstetem Fleisch. Mammut? Ich wende mich wieder den anderen zu. »Fleisch«, sage ich. Kobi verzieht den Strich-Mund zu einem breiten Grinsen und streckt vor Freude die Zunge aus. Er fürchtet sich nicht vor dem, was da kommt. Tut er nie. Neben ihm steht Erin auf und will der alten Farook hochhelfen, doch die stemmt sich mit leisem Ächzen allein auf die Beine.

(Die meisten Namen hat sich übrigens Seb ausgedacht, Erin heißt ein Mädchen aus seiner Klasse.)

Hinter den Bäumen erhebt sich ein großer Felsen und dahinter schimmert matt ein Feuer.

Von einem anderen Stamm Fleisch zu stehlen, ist riskant. In Sebs Buch geht alles gut aus: Der Stamm teilt das Fleisch am Ende mit Kobi und seiner Familie, weil sie hungrig sind, dann darf Kobi auf einem Mammut reiten. So weit sind wir im Traum bislang noch nicht gekommen, irgendwas geht immer vorher schief. Deshalb will Seb den Traum auch nicht verlassen, er möchte unbedingt mal auf dem Mammut reiten. Kann

ich verstehen.

Ich kaure mich hinter den Felsen, hebe einen Erdklumpen auf und rieche daran. Hundekacke, igitt!

»Hunde«, flüstere ich und wische mir die Hände am Gras ab. Über Erins Gesicht huscht Angst. Neu sind uns die Hunde nicht. Der andere Stamm zieht mit ihnen umher. Sie reden mit ihnen, geben ihnen Namen und Kommandos, so wie wir im richtigen Leben auch. Auf Befehl greifen die Hunde an. Selbst im Traum sind sie noch Furcht einflößend.

Plötzlich knurrt es hinter mir. Erschrocken drehe ich mich um: vor mir ein alter schwarzer Hund mit rotbraunen Flecken und grauer Schnauze. Wie zum Sprung senkt er den Kopf. In der tief stehenden Sonne glühen seine Augen bernsteinfarben. Er hebt eine Pfote, die von einer Verletzung verunstaltet ist, und knurrt erneut.

Da kommt noch ein Hund und noch einer. Hunde, wohin wir uns auch wenden. Seb, Kobi, Erin, Farook und mir ist der Rückweg abgeschnitten.

Wir sitzen in der Falle.

»Seb, der hat mich angefasst. Nichts wie weg hier!«

Der Mann knurrt leise, dann sagt er drei Worte, diesmal in unserer Sprache, bei denen mir das Blut in den Adern gefriert.

»Schnappt sie euch.«

3.

Irgendwo raschelt es, der Schatten einer brennenden Fackel fällt auf uns. Und da sehen wir sie: fünf Männer mit aufgerissenen Mäulern, stinkenden Fellen um die Hüften, alle größer als wir, viel größer. So groß, wie Männer nur im Traum sein können.

Jetzt ist vielleicht der geeignete Moment aufzuwachen.

Ich suche Blickkontakt zu Seb.

Als einer der Männer pfeift, machen die Hunde zwei Schritte auf uns zu und knurren noch lauter. Erin neben mir wimmert vor Angst. Nach einem weiteren Pfiff rücken uns die Hunde noch dichter auf die Pelle und zwingen uns zurückzuweichen, direkt auf den größten Mann zu, einen richtigen Hünen. Auf seinen Befehl hin bleiben die Hunde stehen. Der Hüne grinst und nickt. Ohne sich umzuschauen, sagt er etwas zu den anderen in seiner Sprache, woraufhin sie lachend die Speere auf uns richten. Einer hat auch einen kleinen Bogen dabei. Als er ihn spannt, knarzt die Sehne.

Der Hüne, offenbar ihr Anführer, steht mit drei gewaltigen Schritten vor mir. Seine Fackel stinkt nach verbranntem Fett, um die Spitze ist irgendwas gewickelt, das gehörig knistert. Als er mich damit ableuchtet, weiche ich zurück.

»Seb«, raune ich. »Mach dich bereit zum Aufwachen. Die Sache gefällt mir nicht.«

Ich halte dem Blick des Anführers stand. Seine großen Augen sind wie die der anderen Männer fast schwarz, die Augenbrauen darüber ein einziger buschiger Balken und unter der Hakennase wuchert ein struppiger Bart.

Auf einmal hält er mir die Flamme der Fackel direkt vors Gesicht und fährt mir mit der Hand über die Brust bis zum Kinn. Vor Angst quieke ich.